

Leseprobe 2

George M. Grow

Mystery-Thriller

„HOSTAGE GAME /

Hüter des Lichts / Ein Schreibwettbewerb um 25 Millionen – und die Zukunft der Menschheit“

Zwischen London und dem verwaisten Landgut Ashdown Manor im Süden Schottlands, Gegenwart, S. 261



DAS BLUTIGE GESICHT

Ich hocke vor dem Kamin in meinem Zimmer, so dicht am Feuer, dass selbst ein Marshmallow Respekt vor meiner Sitzposition hätte. Die Flammen werfen kleine Speere aus Licht in den Raum, und ich fühle mich wie ein Philosoph, der in einer Alpenhütte darüber nachdenkt, ob sein Leben gerade ein

Thriller, eine Satire oder ein Escape-Room ist. Die Antwort ist: leider alles gleichzeitig.

Gemischte Gefühle?

Sagen wir so: In mir drin kämpft gerade eine ganze Feuilleton-Redaktion gegeneinander.

Der Kritiker ist skeptisch, der Kolumnist amüsiert, der Leitartikel nervös, und der Feinschmecker will Riegel.

Zum ersten Mal bin ich heilfroh, dass ich von Anfang unsere Geschichte, die Schicksalserben-Geschichte in mein spirituelles Erbe des Ken Winehouse hineingeschrieben habe. Noch vor einer Stunde dachte ich, ich würde mir damit literarisch ins Knie schießen. Zu wenig Action, zu wenig Stress, zu wenig Horror — alles eher wie ein Meditationskurs mit schlechten Snacks.

Und dann: die Stahltür.

Wenn Geschichten Gänge haben, dann war diese Szene der Fahrstuhl in den Olymp. Die Tür, der Dachboden, das Depot... das war nicht nur ein Twist, das war ein ganzes Croissant voller dramatischer Butter.

Jetzt rollt die Geschichte. Sie rast. Sie driftet durch die Kurven. Ich hoffe nur, die anderen Schicksalserben nehmen ihre eigene Erzählung nicht mit in Winehouses Nachlass auf — denn die Szene auf dem Dachboden gehört mir. MIR.

Ich halte daran fest wie ein Bodenturner an seinem Goldbarren.

Aber im Ernst: Jeder von uns sitzt jetzt irgendwo rum, wahrscheinlich genauso nachdenklich wie ich, und versucht das Puzzle zusammenzubauen. Und dieses Puzzle ist nicht einfach ein Puzzle. Es ist ein IKEA-Puzzle. Ohne Anleitung. Und alle

Teile sind schwarz.

Denn das Depot...

Mein Gott.

Das Depot ist nicht nur ein Depot.

Das Depot ist ein Zahlenrätsel.

Ich zähle die Gegenstände noch einmal durch — diesmal mit der strengen Miene eines Buchhalters, der kurz davor steht, Scotland Yard anzurufen:

20 Nylon-Armbänder

3 Headsets mit Funk

3 GPS-Tracker

1 Rolle Gewebeklebeband (niemals ein gutes Zeichen)

12 Thermodecken

3 LED-Taschenlampen

3 Powerbanks

12 Kapuzenponchos (die aussehen wie modische Bußgewänder)

3 Präzisionspistolen

1 Rucksack voller Energieriegel

1 Mappe mit Routen und Zeitplänen, strukturiert wie die Gedanken eines schwäbischen Logistikers.

Man muss kein Mathematiker sein, um zu merken:

Hier wurde nicht zufällig eingekauft.

Hier hat jemand bestellt wie ein Gott, der sich seine eigene Sintflut zusammenstellt.

Die Zahlen springen mich an:

3, 12, 20 ...

die Schreie der Mathematik.

Ich ersetze die 12 durch 9 — warum?

Weil wir 9 sind.

Ich ersetze die 20 durch 9 — weil es selten Packungseinheiten mit 12 oder 9 Einheiten am Markt gibt, und der 10te ist wahrscheinlich für die Person, die den Überblick behalten will. Der Chef, der Mastermind, der „Ich-schau-euch-beim-Sterben-zu“-Typ.

Und die 3?

Die 3 ist das große Fragezeichen.

Die Variable.

Die Sudoku-Hölle im Keller dieser Gleichung.

Ich stehe auf, gehe zum Tisch, setze mich an mein Laptop — bereit, die ersten Notizen zu machen, vielleicht auch das erste *Warum zum Teufel?* in Kapitelüberschrift zu gießen.

Doch bevor ich eine Taste berühre, höre ich ein Geräusch.

Ein Motor.

Kein Auto.

Kein Mofa.

Ein hartes, tiefes, zersägtes Schwirren, das durch die Nacht schneidet wie ein Bösewicht, der zu spät zur eigenen Überraschungsparty kommt.

Ich springe auf den Balkon.

Der Mond hängt über dem Gut wie eine Kugel, die jeden Moment platzt, und der Himmel scheint zu sagen: „Es wird noch schlimmer.“

Und da — ein Helikopter.

Er fliegt tief. Zu tief.

Er kreuzt das Mondlicht wie ein neugieriges Tier, das weiß, dass es hier etwas zu holen gibt.

Und dann höre ich ihn.

Den Schrei.

Ein Schrei, der nicht zu einem Vogel, einem Fuchs, einem Windstoß gehört.

Ein Schrei, der direkt aus der Lunge eines Mannes kommt, der sich gerade in einer Situation befindet, von der er dachte, sie treffe nur andere.

Noch ein Schrei.

Diesmal deutlicher.

Gefolgt von einem Hilferuf.

Die Stimme ist dieselbe.

Ein Mann.

Er schreit um Hilfe.

Und in diesem Moment weiß ich:
Die Geschichte rollt nicht mehr.
Sie rennt.

Im nächsten Augenblick gehen unter mir, ein Stockwerk tiefer, schlagartig Lichter an, als hätte jemand im Haus die Paniktaste gedrückt. Fenster fliegen auf. Köpfe ploppen heraus wie Figuren in einem schlecht gelaunten Adventskalender.

Der Melonenmann streckt seinen Kopf in den Nebel — ein Bild wie aus einem absurden Historienfilm: der Mann, der niemals ohne Kopfbedeckung zu sprechen scheint, ruft zu mir herüber. Seine Lippen formen Worte, wahrscheinlich viele und sehr kluge, aber ich verstehe kein einziges. Der Helikopter lärmt so laut, dass man glauben könnte, jemand hätte einen Rasenmäher mit Gottkomplex erfunden.

Auch Charlene lugt hinaus, Zigarettenrauch als persönliche Aura um den Kopf.

„Man sieht ja die Hand vor Augen nicht!“, ruft sie in die graue Wand. Dass sie dabei eine Zigarette zwischen den Lippen hat, die im Nebel aussieht wie ein Glühwürmchen mit Burn-out, macht die Szenerie nur perfekter.

Arthur Barley ruft mir ebenfalls zu: „Was will denn der Helikopter hier?“

Er schreit es so laut, dass man meinen könnte, er wolle den Piloten akustisch vom Himmel pflücken.

„Vielleicht ist das Winehouse mit der Jury!“, rufe ich zurück — halb ernst, halb genervt, halb hoffnungsvoll. Ja, drei Hälften. Mein Gehirn arbeitet heute in Sondereditionen.

„Warum landet er denn nicht?“,

schallt es von unten zurück.

Lord Ackeridge steht im Garten. In weißen Unterhosen. Weiß. Strahlend weiß. Unterhosen.

Der Mann hat die Haltung eines britischen Admirals, aber die Garderobe eines Mannes, der sich im eigenen Schlafzimmer verlaufen hat. Er filmt mit seinem Handy, als könne er durch puren Adelssinn den Nebel vertreiben.

John Wessler hingegen — selbstverständlich mit Melone, selbst um elf Uhr nachts im Nebelsturm — wirft seine Theorie in den Wind:

„Wahrscheinlich sieht er nicht, wo er landen kann!“

Ich schwöre, manchmal erinnert John mich so sehr an Johnny Depps dunklen Magier Grindelwald, dass ich warte, bis er seine Zunge flicken lässt und anfängt, Prophezeiungen auszuspuken.

Der Helikopter zieht währenddessen über dem Anwesen einen Kreis. Einen perfekten Kreis.

Es wirkt, als hätte jemand ihm gesagt:

„Mach's dramatisch. Noch dramatischer. Nein, NOCH dramatischer.“

Und der Helikopter hätte geantwortet:

„Halt mein Rotorblatt.“

Langsam beschleicht mich ein Verdacht.

Ein sehr unangenehmer, schleicher, grinsender Verdacht.

Was, wenn hier etwas arrangiert wird?

Was, wenn diese mysteriösen Vorkommnisse — das behaarte Gesicht am Chalenes Fenster, Halingtons spurlose Houdini-Nummer, das streng kuratierte Dachbodendepot — nicht zufällig sind?

Was, wenn Ken Winehouse seinen Notar Elmar Whiteside nicht nur mit juristischen Formalitäten betraut hat, sondern auch mit... sagen wir... dramaturgischer Unterstützung?

Ein bisschen Grusel hier.

Ein bisschen Verschwinden dort.

Ein bisschen „Oh Gott, was bedeutet DAS?“ oben am Dachboden.

Futter für uns neun Wortschmiede, geliefert vom großen, verstorbenen Maestro selbst.

Als wäre das hier nicht nur ein literarischer Wettkampf, sondern eine Art *Escape-Room mit Erbschaft*.

Ich will gerade diese Theorie weiter ausbauen — mit Fußnoten, Tabellen und der bekannten „Vielleicht sind wir in einem Reality-Horror-Format“-These — da ändert sich die Lage.

Der Helikopter hört plötzlich auf zu kreisen.

Er dreht ab.

Ganz einfach.

Als hätte jemand im Nebel einen Finger gehoben und gesagt: „Danke, reicht. Abtreten.“

Er verschwindet langsam im dichten Grau, und die Rotorblätter werden leiser, gedämpft, verschluckt vom Nebel wie ein Geheimnis, das wieder in seine Höhle kriecht.

Doch bevor er ganz verschwindet, geschieht es.

Wieder ein Schrei.

Ein Schrei, so klar, so roh, so durch den nächtlichen Vorhang hindurchschneidend, dass er alles in mir zum Stillstand bringt.

Ein Schrei — aus der Richtung des Waldes.

Kein Echo.

Kein zweiter.

Kein Nebelvorhang, der ihn mildert.

Nur dieser eine Laut, der direkt in meine Knochen fährt wie ein kalter Stromschlag.

Und ich weiß:

Die Nacht ist noch lange nicht vorbei.

Wir alle erstarren, als hätte jemand im ganzen Anwesen die Pausentaste gedrückt. Für eine halbe Sekunde sehe ich nur Augen — überall Augen.

Ich blicke zuerst zu Lord Ackerdge hinunter, der im Garten steht wie eine Statue in Unterhosen, und er blickt zu mir hoch, als hätte ich Antworten.

(Spoiler: habe ich nicht.)

Dann schweift mein Blick weiter über die Köpfe in der Fassade:

John Wessler, mit verunsicherter Miene, als hätte er plötzlich Angst, dass der Wald ihm seine Melone klauen könnte.

Mister Barley, dessen Gesicht aussieht wie ein Fragezeichen mit Schnurrbart.

Charlene Hamilton, deren Zigarette im Nebel glimmt wie der letzte Rest Zivilisation.

Und dann —

Der zweite Schrei.

Ein Schrei, der die Nacht erzittern lässt wie eine schlecht befestigte Bühnenkulisse.

Ein Schrei, dem ein Hilferuf folgt. Und noch einer.

Dieselbe Stimme, derselbe Mann — und diesmal klingt er nicht nach Theater, sondern nach *ernsthaftem Problem*.

Die aus den Fenstern gestreckten Köpfe verschwinden augenblicklich, als hätte jemand „Zurück ins Haus!“ gerufen.

Der Lord verschwindet ebenfalls. Wahrscheinlich um seine Unterhosen gegen ein Minimum an britischer Würde einzutauschen.

Ich selbst werfe mir in Rekordzeit eine Hose über. Der Moment, in dem ich fast falsch herum in das Ding steige, gehört zu jenen Szenen, die ich im Notfall lieblos aus meinem geistigen Film herausschneiden werde.



[Link Buchladen Amazon](#)



Copyright © 2011-26 GEORGE M. GROW
AKA GEORG PFANDLER A-1210 Wien.

Lizenzverlag KWC Editorial

Diese Leseprobe kann unverändert gerne an Dritte
weitergegeben werden.